

Inhaltsverzeichnis

IMPRESSUM	4
EINLEITUNG	4
GEGENWART	9
DER WEG NACH NORDEN	26
ÜBER DEN AUTOR	47
ZUR PERSON:	47
KONTAKT ZUM AUTOR:	48

IMPRESSUM

© 2024 Roman Just, Gelsenkirchen

Postanschrift: Holtwiesche 11, bei Hendricks, 45894 Gelsenkirchen

www.gelsenkrimi.de

romanjust@gelsenkrimi.de

ISBN Softcover: 9783759205988

Die in diesem Buch dargestellten Figuren und Ereignisse sind fiktiv! Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten realen Personen ist zufällig und nicht vom Autor beabsichtigt.

Kein Teil dieses Buches darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert oder in einem Abrufsystem gespeichert oder in irgendeiner Form auf irgendeine Weise elektronisch, mechanisch, fotokopiert, aufgezeichnet oder auf eine andere Weise übertragen werden. Die Veröffentlichung erfolgt im Auftrag des Autors und der Gelsenecke.

Korrektorat:

Gunnar Schade - mail@gunnar-schade.de

**EINE
ANDERE
ZEIT**

**ZUKUNFTSROMAN
VON
ROMAN JUST**

EINLEITUNG

Es begann nicht heute, es begann nicht gestern, es begann, als es die Zeit noch gar nicht gab. Eine gewaltige Explosion ließ den Raum entstehen. Der Urknall verursachte ein Chaos, das bis heute anhält, doch die Kräfte der Natur haben zugleich viele Gesetze geschaffen. Eines davon besagt, dass die kleinen Objekte im Universum die großen umkreisen. Ein weiteres beschreibt die Bewegungen im Universum: Seit der Detonation existiert kein Stillstand mehr. Am Anfang rasten Gase, Materie, Atome sowie flüssiges und festes Gestein durch die Leere des Raumes. Die rasante Geschwindigkeit der Elemente erzeugte zunächst eine unvorstellbare Hitze, aber die Weite des unendlichen Raums ließ alles kälter und langsamer werden.

Die Kälte gab den unkontrollierten Gasen Masse, ebenso dem Gestein, und aus der Unordnung entstand ein nie zu beherrschendes System. Aus Feuerbällen wurden Sonnen, ihre Anziehungskräfte nahmen die kalten Gebilde im All gefangen und ließen sie miteinander kollidieren. Das Gestein und das Eis vernichteten sich gegenseitig und gebaren somit Planeten, Monde, Asteroiden und Kometen. Die meisten von diesen umkreisen ihren Mutterstern heute noch. Wegen der Bewegung vereinigten sich die Sonnen. Millionen und Milliarden begannen sich zu umkreisen, wie sie selbst von den Planeten, Monden und allen anderen Objekten umkreist wurden. Es entstanden formlose Galaxien, ebenso runde und spiralförmige. Millionen von Universen traten bei ihrer Entstehung eine Reise durch Raum und Zeit an.

Es geschah in einem Vakuum, das selbst auf Reisen war. Unzählige Planeten und Trabanten, viel mehr Kometen und Asteroiden, sie alle waren Reisende durch den Raum. Die Mitreisenden der Galaxien, sämtliche Himmelsgebilde, bildeten am Ende ein Universum. Es war das sichtbare Universum, das die unsichtbaren begleitete. Der Kosmos beinhalten Millionen von Universen mit Trilliarden von Sternen und so vielen Planeten und Monden, dass es dafür keine Zahl mehr gab.

Als alles begann, existierte kein Leben. Erst, als die Zeit entstand, wurde das Leben geboren. Es fand Wege, um sich zu entwickeln, und passte sich den Bedingungen der Planeten an. Es entstanden unzählige intelligente und viel mehr primitive Völker, aber jede Zivilisation hatte eine Daseinsberechtigung. Die Lebensformen waren hinsichtlich ihrer äußeren und geistigen Form völlig verschieden, aber manche besaßen eine Ähnlichkeit. Sowohl die intelligenten als auch die primitiven Völker wurden in ihrer Anzahl von anderen Lebewesen weit übertroffen. Bakterien und Insekten von unterschiedlicher Form und Größe hatten als Lebensformen die Dominanz übernommen, und sie besaßen Eigenschaften, die bei einer Kultur heilend und bei einer anderen tödlich sein konnten. Nicht anders verhielt es sich bei sämtlichen Tierarten, die sich im Laufe der Zeit entwickelten. Die verschiedenen Völker haben trotz ihrer Unterschiede eines gemeinsam: Sie alle sind verletzlich und sterblich.

Es existiert keine biologische Lebensform, die sich diesem Naturgesetz entziehen kann. Für eine absolut identische Spezies war im Universum kein Platz vorhanden, auch das

ist zu einem Gesetz der Natur geworden. Wie die Zivilisationen waren die Planeten stets verschieden, und ihre Bewohner hatten sich während ihrer Evolution den Lebensbedingungen angepasst. Es gab Arten, die Kälte bevorzugten, einige Spezies konnten nur in heißen Regionen existieren, aber am häufigsten ist das Lebewesen vertreten, das beide Klimazonen erträgt. Die verschiedenen Lebensformen besaßen zudem unterschiedliche Voraussetzungen, um existieren zu können. In diesem Punkt gleichen sich die Arten sehr oft. Einige Gemeinsamkeiten besitzt das Leben immer: Es sind die Geburt, der Tod und die Ernährung, egal in welcher Form. Hinsichtlich der Nahrung bestehen große Unterschiede. Ein Nahrungsmittel, das für eine Spezies lebensnotwendig sein könnte und für die nächste eine Delikatesse wäre, könnte in der Lage sein, eine andere Spezies zu töten. Jedes Element, jede Substanz und jeder Rohstoff, sie alle hatten eine Bestimmung. Das galt für jedes Universum, sowohl für die sichtbaren als auch für die unsichtbaren. Der Mensch benötigte Wasser und Sauerstoff, um überleben zu können, für andere Lebensformen waren diese Elemente Gift.

Die Atome brachten Licht in die Dunkelheit und Bewegung in den Stillstand. Die Masse der Sonnen erzeugte und ermöglichte das Leben. Ohne Ausnahme bestand jeder und alles aus Sternenstaub. Es begann nicht heute, es begann nicht gestern, es begann, als es die Zeit noch gar nicht gab, und ein Ende war nicht abzusehen. Das Universum, die Heimat alles Lebens, breitete sich in der Unsichtbarkeit des Kosmos aus, und die unsichtbaren Universen verhielten sich

ebenso. Die Dimensionen des Alls überschritten jede Vorstellungskraft. Sie waren wie eine Wendeltreppe, die immer höher wurde und sich zu einer nie endenden Himmelsleiter entwickelte, die irgendwann im Irgendwo verschwand. Es gab nur eine Lebensform, die fast alle Gesetze der Natur nicht verstand und sie mit Absicht brach. Die Spezies Mensch war unbelehrbar, unfähig zu Demut, Bescheidenheit und Einsicht. Sie besaß nicht den eisernen Willen, ihr Dasein und den Umgang mit dem Planeten zu korrigieren, der ihre Heimat war. Die Frage, ob es zu einer Apokalypse kommen würde, war irgendwann ohne Bedeutung, denn der Tag des Jüngsten Gerichts, dem Armageddon, konnte wegen falscher Prioritäten und eigenen Verschuldens nicht mehr abgewendet werden. Deswegen wurde nach einer gewissen Zeit nicht mehr danach gefragt, ob die Apokalypse einträte, sondern nur noch danach, wann. Schließlich kam der Tag, an dem die Menschen den Zorn der Natur über sich ergehen lassen mussten. Die Erde fing an, sich zu verändern, und das löste eine Kettenreaktion aus. Eine besonders schwere Schuld daran trugen Politiker und Beamte, obwohl deren Aufgabe eigentlich darin bestand, für das Wohl der Bürger zu sorgen. Aber beinahe jeder Mensch trug eine Mitschuld, vor allem diejenigen, denen Worte wie Umsicht, Verzicht und Zurückhaltung fremd waren. Naturkatastrophen häuften sich, wurden immer vehementer und hatten zur Folge, dass menschliche Errungenschaften, sowohl die fortschrittlichen als auch die selbstzerstörerischen, eine unkontrollierbare Eigendynamik entfalteten.

Wie durch ein Wunder, begünstigt von klugen und vorausschauenden Personen und dem Quäntchen erforderlichen Glücks, führte das Jüngste Gericht nicht zum Aussterben der menschlichen Spezies. Stattdessen begann eine neue, eine andere Zeit.

Nicht jeder Irrtum muss zwangsläufig zu einem Fehler führen, es sei denn, man weigert sich konsequent, ihn zu korrigieren!

(John F. Kennedy)

GEGENWART

Der Absturz

Andy schlug die Augen auf, tastete sein Umfeld und dann seinen Körper ab. Er wurde von einer Dunkelheit umgeben, die er in dieser Form nie zuvor erlebt hatte. Es war unglaublich, aber er sah die Hand vor seinen Augen nicht. Die Finsternis, die ihn verschluckt zu haben schien, war vollkommen. Er streckte seine Hand nach rechts aus, spürte die Schulter seines Copiloten und fuhr mit seiner Handfläche über dessen Brust. Mit Erleichterung nahm er wahr, dass Daniel atmete. Andy, der wie die gesamte Crew in einem für die Raumfahrt entwickelten elastischen Ganzkörperanzug steckte, schnallte sich ab und erhob sich aus dem Pilotensitz. Ihm tat jede Bewegung weh, aber er war damit zufrieden, sich nichts gebrochen zu haben. Er mühte sich tastend zum Ausgang und wollte in den Frachtraum. Niedergeschlagen registrierte er, dass es keine Tür und keinen Laderaum mehr gab. Betroffen setzte er sich auf den Metallboden und überlegte, was er tun konnte.

Die Erkenntnis, nichts machen zu können, außer, zu warten, bis es hell werden würde, frustrierte ihn zusätzlich. Er gab sich keinen Illusionen hin, auch nicht hinsichtlich des Falls, dass ihr Absturz bereits registriert und ihr Notruf empfangen worden war. Niemand würde wegen zwei Piloten, einer zweiköpfigen Crew und der Ladung eine Rettungsmission befürworten, und falls doch, wäre kein Verantwortlicher bereit, sie zu genehmigen. Andys Raumschiff

war zu seiner Bestürzung nicht irgendwo abgestürzt, sondern auf der Erde, von der nicht eine Menschenseele wusste, welche Zustände auf ihrer Oberfläche herrschten. Die totale Finsternis wich langsam einer Dunkelheit, in der sich einige Silhouetten der Umgebung abzuzeichnen begannen. Je deutlicher sie wurden, desto bedrückender wurde die ihn umgebende Stille. Es herrschte eine Totenstille. Andy erhob sich und trat einen Schritt aus dem Wrack. Ihm wurde nicht bewusst, dass er der erste Mensch seit Jahren war, der die Erdoberfläche betrat. Es wurde immer heller, obwohl es nicht wirklich Tag wurde. Der Himmel, so viel konnte Andy bereits erkennen, wirkte auf ihn wie ein grauer, trockener Schwamm, der sich weigerte, es regnen zu lassen, und ebenso die Sonnenstrahlen abblockte. Am Horizont wurden mehrere hohe Türme sichtbar, links und rechts von ihm standen Ruinen, die von Unkraut und Gestrüpp in Beschlag genommen worden waren. Obwohl er glaubte, es sich einzubilden, lag über allem ein seltsamer, fauliger Geruch. Ihm fiel ein, dass er seinen Druckhelm nicht trug und die Erde verseucht war, aber er schob die bedrückende Tatsache berechtigterweise zur Seite. Der Sauerstoff an Bord des abgestürzten Raumschiffs hätte so oder so nicht gereicht, daran gab es nichts zu rütteln. Andy erschrak und zuckte zusammen, als plötzlich Daniel hinter ihm stand. Er drehte sich um, sah ihn seltsam besorgt an und atmete erleichtert durch. »Alles okay mit dir, abgesehen von den Schmerzen, die eine unfreiwillige Landung mit sich bringt?«, erkundigte er sich.

Daniel nickte. »Ist das ein verdammter Mist.« Er trat neben Andy und blickte sich um. »Was jetzt?«

Andy hatte keine Antwort parat. »Was denkst du, wann werden die Rettungskräfte hier sein?«, fragte Daniel auf das Schweigen des Piloten. Der Copilot tat einen weiteren Schritt von dem Wrack weg, sah es sich an und blickte dann zu Andy. »Ich hoffe, dass sich die Leute vom Rettungskommando nicht zu viel Zeit lassen.«

»Niemand wird nach uns suchen«, antwortete Andy ohne Rücksicht auf die Gefühle seines Copiloten. »Ich weiß es, und du weißt es auch. Ich befürchte, es wäre besser für uns gewesen, wenn wir bei dem Absturz draufgegangen wären«, legte er seine Meinung in einem bitteren Ton schonungslos offen. Daniel nahm die Nachricht gefasst auf und begab sich mit Andy auf die Suche nach den Crewmitgliedern aus dem Laderaum. Nichts war zu hören, außer ihren eigenen Schritten. Nichts war zu sehen, trotzdem blieben sie hin und wieder stehen und sahen sich spähend um.

Auch wenn sie es dem anderen gegenüber nicht offenbaren, fühlten sich die beiden Piloten beobachtet. Sie fanden den völlig demolierten Frachtraum und ein Crewmitglied fast einen Kilometer von ihrem Cockpit entfernt. Der Mann lag leblos zwischen und teilweise unter den aufgerissenen Kartons, den aus den Verankerungen gerissenen Behältern und den aufgeplatzten Blutkonserven. Andy fühlte nach dem Puls und schüttelte betroffen den Kopf. »Er hatte mehr Glück als wir, er hat es hinter sich!« Er blieb seiner harten Linie treu und setzte die Suche in Begleitung Daniels nach dem letzten Besatzungsmitglied fort. Sie umrundeten die Wrackteile, erweiterten ihren Suchradius mit jeder Runde, aber fündig wurden sie nicht. Der vierte Mann ihrer Crew

blieb verschwunden. Mit der einsetzenden Abenddämmerung kehrten sie zum Cockpit zurück. Auf ihrem Weg und bei ihrer Suche war ihnen nichts anderes begegnet als Trostlosigkeit. Die Häuser und Hallen, an denen sie vorbeigekommen waren, befanden sich bereits im Besitz der Natur, waren beschädigt oder dabei zusammengefallen. Da und dort standen Fahrzeuge, an denen der Zahn der Zeit ebenfalls nicht spurlos vorbeigegangen war. Alles andere, was sie gesehen hatten und was irgendwann durch Menschenhand erschaffen worden war, schien sich entweder am falschen Platz zu befinden oder merkwürdig entstellt zu sein. In dem Gebiet, in dem sie sich befanden, hatte es offensichtlich sehr lange nicht mehr geregnet. Die Pflanzen waren bräunlich gefärbt, ausgetrocknet wie der Boden, und ein Teil der Atemluft schien aus Staub zu bestehen. Ganz selten bewegte ein Windhauch irgendwelchen Unrat oder riss verdorrte Blätter von Sträuchern mit. Verhungern konnten Andy und Daniel zumindest vorübergehend nicht. In einem Fach des Cockpits befanden sich Nahrungstabletten, die einige Monate reichten. Solche Tabletten hatte jedes Raumschiff der Raumflotte an Bord. Sie verfügten über genug Vitamine, Proteine und Kohlenhydrate, um eine Besatzung am Leben halten zu können. Ihr Problem hieß Wasser. Erfreut, aber ohne eine Spur von Euphorie stellten sie fest, dass der Wassertank im Cockpit unbeschädigt geblieben war, doch der Wasservorrat reichte höchstens eine Woche. Besonders volumenreich waren die Wasserbehälter auf Raumtransportern nicht, die, wie jedes andere Raumschiff auch, mit einer Wasserrecyclinganlage ausgestattet waren. Urin, Schweiß und Kondenswasser

konnten mit diesen Geräten trinkbar gemacht werden. Jeder Tropfen Flüssigkeit im All war kostbar, aber ohne Energie waren die Piloten zum Verdursten verurteilt. Letztlich wären sie dazu gezwungen, verseuchtes Wasser zu trinken, falls sie überhaupt welches finden würden. Daniel saß wie Andy in seinem Pilotensitz, während die Nacht über sie hereinbrach. Ein Tag war auf der Erde vergangen, ein Tag wie jeder in den letzten Jahrzehnten, einer ohne einen Sonnenstrahl und einen blauen Himmel. Es begann eine Nacht wie jede andere in den zurückliegenden Jahren, eine ohne Mond und Sterne. Die zwei Piloten hatten keine Ahnung, was ihnen entging, denn sie kannten die Naturschauspiele nicht.

»Okay.« Der Copilot beendete das Schweigen. »Von deinem Pessimismus abgesehen, was sollen wir tun? Vielleicht sucht man doch nach uns«, sagte er hoffnungsvoll.

Andy rutschte in seinem Pilotensessel umher, bis er eine Sitzposition fand, die ihm behaglicher erschien, und deutete auf die Türme in seinem Rücken, über die der Vorhang der Finsternis sank. »Wir gehen mal dorthin, vielleicht finden wir etwas, das uns weiterhelfen kann«, sagte er unaufgeregt.

Daniel blickte in die angedeutete Richtung, aber die Konturen der Türme waren kaum noch zu sehen. »Was das wohl für eine Stadt war?«

»Ich habe keine Ahnung, wir werden es morgen erfahren.«

»Weißt du überhaupt, wo wir sind?«, fragte der Copilot und ließ damit erkennen, dass er es nicht wusste.

Andy überdachte den Sinkflug während ihres Absturzes. »Ich denke, dass wir uns im Süden der ehemaligen Vereinigten Staaten von Amerika befinden.«

»Geschichte war nie meine Stärke«, gab Daniel zu.

»Berücksichtigt man den Sinkflug und unsere letzte Position, dürfte es sich bei der Stadt um Dallas, Austin, vielleicht Waco oder Fort Worth handeln. Womöglich sind wir bei Tyler oder noch weiter im Osten runtergekommen. Ich kann leider nur raten, schließlich sind wir in die Nachtzone geflogen.«

»Kennst du die Karte der Erde auswendig?«, staunte der Copilot und richtete seinen Blick aus dem Cockpit in die Dunkelheit.

Andy lächelte und schüttelte den Kopf. »Nein«, antwortete er. »Das ganz sicher nicht, aber die Vereinigten Staaten haben mich interessiert, seit ich denken kann.«

Daniel ahnte, warum es sich so verhielt. »Wegen deiner Vorfahren?«, fragte er dennoch.

Der Pilot schwieg zu dieser Frage, aber wie Daniel vernahm er ein Geräusch in seinem Rücken. Beide schnellten aus ihren Sitzen hoch, doch sie sahen nichts und niemanden. Sie begaben sich zu dem Loch in ihrem Cockpit, spähten in die Dunkelheit, und Andy ärgerte sich darüber, dass die Raumtransporter über keine externe Lichtquelle verfügten. Beide standen nebeneinander, hörten in die Stille hinein, und nach einigen Sekunden, die ihnen wie eine Ewigkeit vorkamen, hörten sie erneut einen dumpfen Laut, den sie allerdings nicht definieren konnten. Daniel schob den Klang einer Böe zu, aber Andy kam es eher so vor, als ob jemand über etwas gestolpert wäre. In einer Eingebung riefen sie den Namen ihres vermissten Crewmitglieds in die Dunkelheit hinein, erhielten jedoch keine Antwort. Danach wurde

die Nacht ruhig, eine gespenstische Stille setzte ein, die unnatürlich erschien und durchaus etwas beängstigend wirkte.

Andy und Daniel schliefen abwechselnd, einer von beiden hielt jeweils Wache. Ihre Situation war ebenso trostlos wie ihre Umgebung, aber sich hinzulegen, aufzugeben und auf den Tod zu warten, dazu waren sie nicht geboren worden. Daniel hielt als erster Wache. Im Gegensatz zu Andy besaß er die Hoffnung, dass die Raumflotte sie nicht aufgegeben hatte und nach ihnen suchte. Ihm war jedoch bewusst, dass dieser Wunsch seiner Hoffnung entsprang und mit der Realität nichts zu tun hatte. Die Raumflotte war für solche Einsätze nicht vorbereitet, zumindest nicht, wenn es um Rettungsmissionen ging, die auf der Erdoberfläche stattfinden sollten. Hinzu kam der Zustand des Planeten. Die radioaktive Verseuchung und andere, unbekanntere Faktoren konnten einen Rettungseinsatz zu einem Fiasko werden lassen. Dieses Risiko konnte die Raumflotte mit ihren eingeschränkten Möglichkeiten an Personal und Material wegen vier abgestürzter Besatzungsmitglieder, von denen mindestens einer tot war, unmöglich eingehen. Daniel verstand die Haltung der Raumflotte, trotzdem stimmte sie ihn traurig. Er war jung, hatte gerade seine Ausbildung zum Piloten abgeschlossen, und der Flug vom Mars zum Mond und wieder zurück hatte ihn unheimlich stolz gemacht. Er dachte über den Tod nach und darüber, dass er noch nicht einmal genau wusste, an welchem Ort er vielleicht sterben würde, und das erfüllte ihn mit einer tiefen Melancholie. Schließlich nickte er ein. Als Andy den Copiloten von der Wache ablösen wollte, war Daniel nicht mehr da. Andy rief und schrie umsonst

nach ihm. Wegen der Dunkelheit konnte er ihn nicht suchen. Er begann damit, als die Morgendämmerung eingesetzt hatte, aber finden konnte er ihn nicht. Ein böses Gefühl überkam ihn, als er bei der Suche an dem Wrack des Frachtraumes vorbeikam. Die Leiche des toten Besatzungsmitglieds, das sie an diesem Tag bestatten wollten, war wie Daniel spurlos verschwunden. Er durchsuchte einige der Ruinen, blieb vor einem der Häuser länger stehen, aber um ihn herum bewegte sich nichts. Die ramponierten Straßen blieben ebenso leer und verlassen, wie die Siedlung zu sein schien. Andy machte sich nichts vor, seine Lage war aussichtslos. In der Nacht war er praktisch blind, und er war ungeschützt, denn eine Waffe gab es an Bord der Transporter nicht. Er konnte nur abschätzen, wo ihr Absturz erfolgt war. Der von ihm vermutete Ort konnte um einige hundert Kilometer von seinem tatsächlichen Standort abweichen. Er hatte keine Ahnung, wie es in diesem Teil der Erde um die Verseuchung stand, aber seit der globalen Katastrophe waren viele Jahre vergangen. Das verlieh ihm einen Hoffnungs-schimmer. Zwei Gedanken brannten sich in seinem Kopf ein. Die erste Überlegung war, dass er nur in der ungefähr zehn Kilometer entfernten Stadt, von der er die Türme sah, eine Überlebenschance besaß. Dort war es möglich, etwas zu finden, was ihm bei diesem Vorhaben helfen konnte.

Für die zweite Überlegung, die ihm überhaupt nicht gefiel, gab es eindeutige Hinweise: Er war auf sich gestellt, doch er war nicht allein! Andy holte den Medikamentenkoffer aus dem Cockpit, öffnete ihn und musterte den Inhalt, der für

die Erstversorgung gedacht war. Eilig fügte er ihm Nahrungstabletten hinzu, nahm Sachen mit, die ihm nützlich erschienen, und begab sich mit dem schweren Wassertank auf den Weg. Nach der Hälfte des Weges, der ihn an zerfallenen Häusern, auf dem Dach liegenden Fahrzeugen und auseinandergerissenen Straßen und Gehwegen vorbeigeführt hatte, sank sein Pessimismus um eine kleine Nuance. Die Schäden, die er gesehen hatte und die ihn bei seinem Fußmarsch ständig begleiteten, rührten offensichtlich von einem Erdbeben her und nicht, wie er es befürchtet hatte, von dem Einschlag einer Atombombe. Vielleicht hatte er Glück, und dieser Teil der Erde war nicht verseucht, wie es von Wissenschaftlern angenommen wurde. Wenn es so war, stellte sich immer noch die Frage, ob es tatsächlich einen Glücksfall für ihn darstellte.

Er schob die negativen Gedanken weg, obwohl ihn nichts Positives umgab, und setzte seinen beschwerlichen Weg fort. Es war kein gemütlicher Spaziergang, den er auf sich nehmen musste. Tiefe, breite Erdspalten zwangen ihn zu langen Umwegen, er kam manchmal nicht umhin, über Fahrzeugwracks und das Geröll eingestürzter Gebäude zu klettern, und die Hitze des noch jungen Tages forderte ihm viel Schweiß und enorme Kräfte ab.

Irgendwann in seiner Jugend hatte Andy Bilder von der Erde gesehen und erinnerte sich zwangsläufig an sie. Die Fotos hatten ihm eine blühende Natur gezeigt, ebenso prachtvolle Städte und wahre Wunderwerke, die von Menschenhand erschaffen worden waren. Davon war nichts übrigge-

blieben, zumindest nicht an seinem Standort. Was er sah, erinnerte ihn wegen der Landschaft eher an den Mars oder an den Mond. Die Zerstörung ließ ihn das Leid der Menschen, die sie erlebt hatten, erahnen, aber nicht nachvollziehen.

Andy besaß keine Uhr, es gab keine Sonne, an der er sich hinsichtlich der Zeit oder der Himmelsrichtung orientieren konnte, doch er nahm an, dass er die Stadtgrenze gegen Mittag passiert hatte. Ein Ortsschild sah er nicht, aber umgeknickte und zerbeulte Straßenschilder zeigten ihm, wo er sich befand. Er war am Stadtrand von Monroe, und hätte er es nicht auf einem der Schilder gesehen, dann wäre er nie auf den Gedanken gekommen, dass er sich im Bundesstaat Louisiana aufhielt. Andy rief sich die Karte der ehemaligen Vereinigten Staaten von Amerika in Erinnerung, aber diese Gegend blieb ihm dennoch überwiegend fremd. Das Einzige, was er aus seinem Gedächtnis ausgraben konnte, war, dass sie viel weiter östlich abgestürzt waren, als er es vermutet hatte. Auch konnte er sich daran erinnern, dass dieser Bundesstaat eigentlich ein sehr feuchtes Gebiet mit vielen Flüssen und Sümpfen war. Doch davon hatte er bisher nichts gesehen. Er erreichte das Stadtzentrum und blieb vor einem der vielen zerstörten Gebäude stehen. Was war hier geschehen, fragte er sich und inspizierte die nähere Umgebung. Er fand ein Waffengeschäft, leider war es leergeräumt. Er durchsuchte in dem Laden jede Schublade und jeden Schrank, ohne Erfolg. Im hinteren Teil des Geschäfts entdeckte er eine Tür und eine Treppe. Die Tür führte in einen trockenen, verwilderten Garten, die Treppe in die Privaträume der hier einst lebenden Menschen. Er musterte jedes

Zimmer sehr genau und sah sich nachdenklich die verblichenen Bilder an den Wänden an. Er fand ein Fotoalbum, das, wie er annahm, die Bewohner dieses Hauses zeigte. Was aus diesen Menschen geworden war, hätte Andy gern erfahren, und er setzte seine Suche fort, ohne genau zu wissen, was er eigentlich suchte. Trotzdem hatte er bereits eine Entscheidung gefällt.

Das Gebäude war in einem ordentlichen Zustand, für die nächsten Tage besaß er ein Dach über dem Kopf und ein gemütliches Bett. In einer Küchenschublade fand er einen Schlüsselbund, mit dem er zunächst nichts anfangen konnte, dann jedoch begriff er, wozu die Schlüssel dienten.

Er probierte sie an jeder Tür aus und stellte fest, dass sie ihn vor der Außenwelt beschützen konnten. Er kehrte zurück in die Küche, versteckte den Wassertank unter der Spüle, bewaffnete sich mit einem großen Messer und war dabei, den Raum zu verlassen, blieb jedoch stehen und kehrte zu dem Wasserhahn zurück. Er drehte ihn auf, aber bis auf ein merkwürdiges Geräusch war nichts festzustellen. Doch plötzlich erbrach sich der Wasserhahn, schleuderte eine braune Brühe ins Becken, und ihr folgte ein immer heller werdender Wasserstrahl. Andy konnte es nicht fassen, aber er hatte wirklich so viel Glück. Erst, als er den Wasserhahn zudrehte, hörte das Wasser zu laufen auf, aber war es bekömmlich oder gesundheitsschädlich, und wie sollte er das feststellen? Durch das unerklärliche Verschwinden Daniels reichte sein Wasservorrat für vier, vielleicht sogar für fünf Tage, bis dahin musste er eine Möglichkeit gefunden haben, um die Qualität des Wassers zu überprüfen.

Er sperrte die Tür des Ladens zu und verließ das Gebäude durch den verwilderten Garten. Im Stillen dachte er über seine Paranoia nach, doch dass sein Copilot Daniel und das verstorbene Crewmitglied spurlos verschwunden waren, entstammte keiner Einbildung. Andy verließ die Stadt und schlug die entgegengesetzte Richtung ein, aus der er zuvor den Ort erreicht hatte. Die Landschaft veränderte sich nicht. Sie blieb kahl, trocken und bot nichts Einladendes. Die Gegend war flach und gewährte ihm einen Blick bis zum Horizont. Die Stämme der laublosen Bäume wirkten wie eine Warnung an ihn, und die Aussicht, ein einsames Leben führen zu müssen, besaß nichts Anregendes.

Er vollführte einen kompletten Kreis um Monroe, aber die Wanderung brachte ihm nichts ein. Im Zentrum angelangt, begann er ein Gebäude nach dem anderen zu durchsuchen. Er konzentrierte sich dabei auf Häuser, deren Bedeutung er höher einschätzte als die eines Wohnhauses. Viel Auswahl hatte er allerdings nicht. Er verzichtete darauf, Ruinen zu betreten, die jeden Moment einstürzen konnten, und mied die Gebäude, die früher einen kulturell großen Wert besessen hatten. Kunst und Kultur konnten ihm nicht helfen. Am Ende lohnte sich seine Wanderung doch. In einer halb verfallenen Feuerwehrruine fand er eine Ausrüstung, die ihm dienlich sein konnte. Dazu gehörten ein Beil, Stricke, zwei Taschenlampen und ein Zimmerscheinwerfer. Die Lampen funktionierten nicht, aber klar war, dass mit jedem Fund, den er irgendwie und irgendwann machte, seine Überlebenschancen stiegen. Das Leben auf der Erde war ihm fremd, und er war froh, dass er sich für das Dasein seiner

Vorfahren interessiert hatte. Das dabei angeeignete Wissen half ihm in seiner Situation enorm. In dem Gebäude der Feuerwehr standen Geräte, die er nicht kannte. Auf dem Rückweg in seinen Unterschlupf erweckte ein Haus sein besonderes Interesse. Es war die Stadtbibliothek, und er hoffte inständig, dass es dort Bücher gab, die ihm bei seinem Überlebenskampf helfen konnten. Als ob ihm das Glück nachlief, kam er an dem Gebäude der Stadtpolizei vorbei. Tatsächlich fand er drei Schusswaffen und nahm jede Munition mit, die er fand, denn welche er gebrauchen konnte, wusste er nicht. Die Abenddämmerung setzte ein, und Andy sah zu, dass er in sein Versteck gelangte. Er hatte niemanden gesehen und nichts gehört, aber das Gefühl, beobachtet zu werden, ließ ihn den ganzen Tag nicht los.

Der Himmel verfinsterte sich bedrohlich, nicht weil die Sonne hinter dem grauen Schleier unterging, sondern weil dunkle Wolken aufzogen. Andy erschrak, als es innerhalb kurzer Zeit zu donnern und blitzen begann. Er konnte es nicht glauben, als er in seinem Domizil stand und aus dem von Staub bedeckten Fenster sah, doch es regnete tatsächlich. Es regnete dermaßen stark, als ob der Himmel eine Sintflut über den verseuchten Planeten ausgießen wollte. Fasziniert sah Andy diesem Naturschauspiel zu, denn er hatte schon von Regen gehört, aber bisher selbst noch nie einen gesehen und erlebt. Ebenso wenig besaß er eine Ahnung von den Waffen, die er gefunden hatte, er wusste nur, dass es Waffen waren. Im Aussehen unterschieden sie sich fast kaum von denen, die er kannte und mit denen er auf dem Mars geübt hatte. Schusswaffengebrauch und deren Technik

war ein Teil seiner Ausbildung, wozu auch immer. Jetzt war er froh, dass er den Grundkurs erhalten hatte. Er fand in dem Laden Öl, setzte sich ans Fenster und begann, die Waffen zu reinigen und einzufetten. Immer wieder unterbrach er seine Tätigkeit, sah dem Regen zu und stellte fest, wie schön dieser doch war, auch wenn er ihn mehr hören als sehen konnte. Die Dunkelheit war wie in den letzten zwei Nächten vollkommen. Währenddessen dachte Andy über die Familie nach, die das Haus früher bewohnt hatte. Er stellte sich vor, dass die Kinder der Geschäftsleute bei Regen so wie er am Fenster gesessen hatten und es nicht erwarten konnten, bis die Sonne wieder schien. Wie das wohl war?

Die Sonne schien immer, auch wenn man sie nicht sah, aber auf dem Mars und Mond wärmte sie nicht, weckte keine Lebensgeister und löste keine Unternehmungslust aus. Das Leben auf der Erde war für die auf dem Mars und Mond oder in den Kolonien und Raumstationen geborenen Menschen unvorstellbar. Andy starrte aus dem Fenster in die Finsternis und hörte dem Regen zu. Die auf die Stadt und auf das Dach herabprasselnden Regentropfen waren die ersten natürlichen Geräusche, die er auf dem Planeten vernahm. Die Lautlosigkeit vor dem Unwetter hatte trotz des Tageslichts stets etwas Bedrückendes gehabt. Andy hatte ein Gewitter in dieser Form noch nie erlebt, und es faszinierte ihn. Die Sandstürme auf dem Mars waren oft sehr heftig, aber kein Vergleich zu dem Donner, den Blitzen und dem Regen auf der Erde. Auf dem Mars gab es ebenfalls Blitze, dort hatte er jedoch noch nie einen gesehen. Als ob ihn ein Blitz getroffen hätte, schnellte er von der Fensterbank hoch

und ging in die Hocke. Hatte er sich getäuscht, oder sah er wegen der stundenlangen Einsamkeit bereits Gespenster? Erneut hellte ein Lichtbogen sein Sichtfeld auf, und nur mit Mühe gelang es Andy, einen Aufschrei zu unterdrücken. Über ihm presste sich ein Gesicht gegen die Fensterscheibe, aber es war nicht Daniel oder das verschwundene Crewmitglied. Andy hörte, wie jemand an der abgeschlossenen Tür rüttelte, und sank aus der Hocke in eine liegende Stellung auf dem Boden. Das Hantieren an der Tür hörte auf, ein weiterer Blitz zeigte ihm, dass die Grimasse am Fenster verschwunden war. Er begab sich in seine vorherige Stellung, mit jedem Lichtschein wegen des Unwetters wurde sein Entsetzen größer.

Auf der Straße und in den gegenüberliegenden Häusern tummelten sich unzählige Gestalten. Er wollte sie zählen, gab es jedoch gleich wieder auf, denn sie liefen wild durcheinander. Seiner Schätzung nach hatte er mehr als einhundert Personen gesehen. Er setzte sich auf den Boden und lehnte sich gegen die Wand unter dem Fensterbrett. Kurz schloss er die Augen und sah sofort das Gesicht, das sich wenige Augenblicke zuvor gegen die Scheibe des Fensters gedrückt hatte. Es war kein menschliches Gesicht, es war eine Fratze. Wer waren diese Wesen? Was waren sie? Seit Andy denken konnte, wurde ihm nichts anderes gesagt, als dass jedes Leben auf der Erde vernichtet oder inzwischen gestorben war. Hatte ihm vielleicht die Einsamkeit einen Streich gespielt? Fing er jetzt schon an durchzudrehen? Nein, er hatte es mit eigenen Augen gesehen, die Erde war nicht tot und unbewohnt. Was er gesehen hatte, machte ihm Angst.

War es möglich, dass er eines Tages ebenso schrecklich aussehen und enden würde? Hätte er darüber Gewissheit gehabt, käme für ihn nichts anderes als ein Freitod infrage.

Keinesfalls wollte er den Geschöpfen, für die er keinen Namen fand, in die Hände fallen. Der an diesem Tag erwachte Optimismus hatte einen herben Dämpfer erhalten, und sein Verstand einen Schock. Das Gesicht, das er gesehen hatte, besaß nur ein Auge. Die Gesichtshaut war seltsam porös und wirkte stellenweise wie durchsichtig. Das Wesen besaß keine ersichtlichen Lippen und Zähne. Ihm fehlten Ohren, und es war kahl. Der Anblick war widerwärtig. Andy schämte sich nicht dafür, dass er so dachte, er empfand es nicht anders. Keine Gestalt, die er einigermaßen deutlich hatte erkennen können, war nach menschlichem Verständnis normal gebaut. Jede dieser Gestalten besaß körperliche Schäden, und zwar solche, vor denen er Angst hatte und die ihn anekelten. Das Unwetter wurde schwächer, ließ ganz nach, und Andy fühlte sich wie in einem Zeitloch ohne Licht. Die Dunkelheit, die absolute Schwärze, belastete ihn immer mehr. Er spähte lange nach draußen, vielleicht die halbe Nacht, und bei den vereinzelt Blitze in der Ferne sah er zumindest schemenhaft die Umrisse der vor ihm liegenden Umgebung. Irgendwann war er sich sicher, dass die Wesen wie das Gewitter weitergezogen waren. Zwangsläufig dachte er an seinen Copiloten Daniel: Waren die Geschöpfe für dessen Verschwinden und das der Crewmitglieder verantwortlich? Falls es so war, hoffte er, dass sie mit einem schnellen und schmerzlosen Tod ihren Frieden gefunden

hatten. Er schlief ein und träumte von den entstellten Körpern und von der Fratze am Fenster. Andy konnte es nicht wissen: Er war der Erste, der die Nachkommen der Apokalypse gesehen hatte. Es waren die Saproben. Allerdings handelte es sich bei ihnen nicht um die einzigen Individuen, die dem Inferno hatten entkommen können. Die Erde war kein vollends zerstörter und verseuchter Planet. Für einen überschaubaren Teil der Überlebenden, deren Kinder und Kindeskinde hielt sie Orte bereit, an denen sich ein Dasein erträglich gestalten ließ.

DER WEG NACH NORDEN

Andy war einsam, aber an manchen Tagen nicht allein. Er hatte die Stadt, in deren Nähe er mit seiner Crew abgestürzt war, verlassen und begab sich auf den beschwerlichen Weg in Richtung Norden. Zwei Monate hatte er vergeblich gewartet und nach seinem Co-Piloten Daniel gesucht, aber dieser blieb unerklärlicherweise spurlos verschwunden. Oder machte Andy sich etwas vor? Weigerte er sich, zu akzeptieren, dass die Wesen, die er gesehen hatte, für das Schicksal Daniels verantwortlich waren? Er wollte nicht darüber nachdenken, und es war ihm unerträglich, sich vorstellen zu müssen, was mit seinem Freund und Co-Piloten eventuell geschehen war. Trotzdem, wenn er überleben wollte, musste er die Stadt verlassen, die ihm vorübergehend eine Bleibe geboten hatte. Wäre er geblieben, wäre es nur eine Frage der Zeit gewesen, bis ihn die gespenstisch aussehenden Gestalten entdeckt hätten. Was ihm in diesem Fall bevorstehen konnte, auch darüber wollte sich Andy nicht den Kopf zerbrechen.

Als Andy aufbrach, glaubte er auf den ersten Kilometern immer wieder, die Stimme Daniels zu hören. Er blieb nicht stehen, sondern ging weiter. Die Vernunft war stärker als das schlechte Gewissen, das mit seinem Überlebenswillen um die Hoheit in seinem Kopf rang. Er hatte nach Daniel gesucht, jeden Tag in den vergangenen acht Wochen, aber ein Lebenszeichen seines Freundes fand er nicht. In den Nächten hielt er Ausschau nach den Saprobien. Dass die abschreckenden und offenbar geistig behinderten Wesen von den

Menschen später so genannt wurden, entzog sich seinem Wissen. Sie kamen nicht jede Nacht, aber sehr oft, und dann zogen sie durch die Straßen Monroes, der Stadt, in der er sich befand. Er blieb in seinem Versteck unentdeckt, aber er ahnte, dass es nicht ewig so bleiben würde. Schließlich machte Andy eine Beobachtung, die ihn zum Verlassen der Stadt ermutigt hatte.

Der Vorfall lag bereits vierzehn Tage zurück, und wenn er sich ihn ins Gedächtnis rief, erschauerte er. Aus dem Nichts waren die Saprobien aufgetaucht. Es war das einzige Mal, dass er sie am Tag in Monroe herumlaufen sah. Die Frage, wo sich diese Gestalten sonst herumtrieben, wurde bedeutungslos. Er hatte die Wesen noch gar nicht gesehen, aber ihr Gekreische war bereits von weitem zu hören. Fluchtartig begab er sich in sein Quartier und stellte damit die Suche nach Daniel an diesem Tag ein.

Es war um die Mittagszeit, als sie wie ein Heer von Zombies in die Stadt einfielen. Andy begab sich in den ersten Stock des Hauses und sah dabei zu, wie die Wesen die bereits leeren Mülltonnen durchsuchten, in Häuser eindringen und ständig irgendwie auf der Hut zu sein schienen. Immer wieder sahen sie sich um und auf das Gebäude, in dem sich Andy ein kurzzeitiges Zuhause geschaffen hatte. Merkwürdigerweise kamen die Gestalten an das Haus heran, aber keines der Wesen unternahm den Versuch, in das Haus einzudringen. Dann geschah es: Plötzlich tauchte ein Krokodil auf der Straße auf. Andy traute seinen Augen nicht, aber tatsächlich bewegte sich das Reptil auf die größte Gruppe der Saprobien zu.

Was folgte, war ein Schauspiel, angesichts dessen sich Andy gewiss war, dass er es nie in seinem Leben vergessen würde.

Er war erstaunt, mit welcher Geschwindigkeit sich das Reptil fortbewegte, und ehe er sich's versah, schnappte es nach einer Gestalt und biss ihr ein Bein ab. Das geschah so schnell und mit solch einer Leichtigkeit, als ob die Wesen keine Knochen hätten. Angeekelt verfolgte Andy das weitere Geschehen und nahm überrascht zur Kenntnis, dass die Saprobien nichts unternahmen, um sich in Sicherheit zu bringen. Stattdessen fielen einige über das Krokodil her, während sich andere auf den Verletzten stürzten. Es war unglaublich und schrecklich, doch es geschah: Die Wesen rissen ihr Gruppenmitglied förmlich in Stücke und fraßen es auf. Das Krokodil biss um sich, wie es ein Raubtier tut, aber letztlich hatte es keine Chance. Die Saprobien wurden immer zahlreicher und schafften es, das Krokodil auf den Rücken zu legen. Ein Teil der Wesen hielt den Kopf und das Maul der Echse fest, der andere Haufen begann mit Stöcken und anderen Gegenständen, den Rumpf des Tieres aufzuschlitzen. Das Schauspiel dauerte fast dreißig Minuten, und als die Uhr die Stunde vollendete, waren von dem Reptil nur noch wenige Überreste seiner Panzerhaut zu sehen.

Benommen setzte sich Andy unterhalb der Fensterbank auf den Boden und lehnte sich gegen die Wand in seinem Rücken. Der Absturz, der Verlust der Crew, das Verschwinden Daniels, all das war schon ein Albtraum, und jetzt kam das Gesehene hinzu.

In seinen schlimmsten Gedanken stellte sich Andy vor, das Krokodil zu sein, und keinesfalls wollte er auf diese Weise enden. Sein Entschluss stand fest: Er musste Monroe und den Staat Louisiana verlassen. Aber wohin sollte er gehen, und in welche Richtung? Außerdem schienen die entstellten Wesen ständig nach irgendwem oder irgendetwas Ausschau zu halten. Das geschah in einer Art, die eindeutig aufzeigte, dass sie auf der Hut waren. Aber warum und vor wem?

Andy war nicht dumm, und ohne einen Beweis dafür zu haben, nahm er folgerichtig an, dass die Gestalten die Nachkommen der Menschen waren, die einst die Apokalypse überlebt hatten. Ihr Aussehen und ihr Verhalten erklärte er sich zu Recht mit den Lebensbedingungen auf dem ehemals blauen und nun grauen, verseuchten Planeten. Sogleich stieg eine Befürchtung in ihm hoch, und als ob sich ein Spiegel vor ihm befände, sah er in seiner Vorstellung, wie er sich nach und nach zu einem der Wesen entwickelte. Pessimismus war noch nie eine Option für Andy, doch in diesem Moment fiel es ihm schwer, Mut und Zuversicht aufzubringen. Es war der Augenblick, in dem er den Entschluss fasste, Monroe und Louisiana den Rücken zu kehren.

Den Weg nach Süden zu gehen erschien ihm sinnlos. Er konnte sich nicht vorstellen, dass die Lebensbedingungen am Golf von Mexiko besser waren als im Norden. Waren sie irgendwo einigermaßen erträglich und für den Menschen nicht schädlich? Die Wesen, die alles zu fressen schienen, machten ihm wenig Hoffnung. Trotzdem: Bleiben und sein Ende tatenlos abzuwarten, das wollte er auch nicht.

Im Nachhinein war er froh, dass er sich in der Vergangenheit mit der ehemaligen Erdoberfläche beschäftigt hatte. Er wusste, wo er sich befand, und sein Ziel konnte nur der Norden sein. Immer nach Norden, über Arkansas und Missouri, und dann, wenn er seine Position annähernd bestimmen konnte, irgendwann nach Nordosten. Die großen Seen, die es in der Form von einst nicht mehr gab, sondern zusammen eine einzige riesige Wasserfläche darstellten, sie musste er erreichen. Dort hatte er vor, über Iowa und Minnesota, falls diese Landstriche nicht vom Wasser verschluckt worden waren, erneut nach Norden zu wandern. Wenn es sein musste, dann am Ufer des großen Sees entlang bis nach Manitoba oder Ontario. Das konnte er erst entscheiden, wenn er die Bedingungen vor Ort kannte. Warum nach Norden und nicht nach Westen, dachte er, als er aufstand und eine der Ernährungstabletten einnahm. Schließlich kontrollierte er die Türen im Haus, die alle verschlossen sein sollten und es zu seiner Zufriedenheit waren, und legte sich im Schlafzimmer auf das knirschende Bett. Warum nicht nach Westen? Nein, nicht nach Westen. Er erinnerte sich an eine Geschichte, die er als Junge gehört hatte. Dort, wo einst Metropolen wie Los Angeles und San Francisco gestanden hatten, existierte nichts mehr. Die gesamte Westküste war ein riesiges Grab. Ebenso gut hätte er in Monroe bleiben können. Andy stellte sich einen Zeitplan auf. Zwei Wochen wollte er noch bleiben und seine Suche nach Daniel fortsetzen. Sollte er ihn in dieser Zeit nicht finden oder ein Lebenszeichen von ihm erhalten, dann wollte er aufbrechen. Inzwischen waren

vier Wochen vergangen, und seit vierzehn Tagen war er unterwegs. In seiner Einsamkeit wurde er von einem seltsamen Gefühl begleitet. Es war sonderbar und völlig fremd, auf diese Art unterwegs zu sein. Ihn beeindruckte die Landschaft und die Weite, aber die Stille und Leere bedrückte ihn. Er traf und sah keinen Menschen, und es kam ihm vor, als ob er der letzte Mensch auf Erden wäre. Er ging über Straßen, die völlig intakt waren, und kam an Dörfern vorbei, die keine Schäden aufwiesen und doch verlassen waren. Schließlich erreichte er die Stadt Springfield und stellte bei der Ankunft erleichtert fest, dass er nicht vom Weg abgekommen war. Die Orientierung war ein Problem, denn er besaß keine technische Ausrüstung, die ihm anzeigen konnte, ob er sich auf dem direkten Weg nach Norden befand. Es war ihm egal, da er annahm, dass die globale Verseuchung die Geräte oder einen Kompass ohnehin manipuliert hätte. Ebenso gleichgültig war ihm, dass ihm kein Sternenhimmel als Orientierungshilfe zur Verfügung stand. Keinesfalls hätte er gewusst, welche Sonne der Polarstern war. Er wusste nur, dass dieser Stern den Weg nach Norden wies.

Es war sein Glück, dass er in seiner Jugendzeit vor allem den nordamerikanischen Kontinent auf übrig gebliebenen Landkarten ergründet und studiert hatte, sonst hätte er sich verlaufen und wäre hoffnungslos verloren gewesen. Ohne dieses Wissen wäre es ihm unmöglich geworden, den Kurs nach Norden einigermaßen zu halten. Er musste sich an den großen Städten orientieren, auch wenn es für ihn viele zusätzliche Kilometer waren.

In Springfield blieb Andy drei Tage. Er schätzte die Entfernung bis zu seinem Ziel auf zweitausend Kilometer, und wegen der Umwege fügte er vorsichtshalber weitere fünfhundert dazu. Mit den Zahlen und Unwägbarkeiten rechnete er hoch, wie lange sein Fußmarsch dauern konnte. Das Ergebnis stimmte ihn positiver. Wenn sich sein guter körperlicher Zustand nicht nachteilig verändern sollte, dann konnte er sein Ziel in drei bis vier Monaten erreichen.

Die Hochrechnung hatte Andy bewusst zu seinem Nachteil berechnet, er benutzte für seine Rechnung eine wesentlich niedrigere Kilometerzahl als die, die er an einem Tag tatsächlich zurücklegte. So oder so, das Ergebnis gab ihm Mut.

Auch Springfield war wie ausgestorben. Andy hatte aufgrund der Größe der Stadt alles Mögliche erwartet, doch er sah einen Ort Leben und ohne Impulse. Sogar die Gestalten ließen sich nicht blicken, und obwohl ihn dieser Umstand erfreute, fand er es bedenklich. Er sah es an den Gebäuden und an den Ausmaßen der Stadt, dass Springfield in der Vergangenheit eine bedeutende Rolle in den Vereinigten Staaten gespielt haben musste. Welche, das entzog sich allerdings seinem Wissen. Woher sollte Andy erfahren haben, dass Springfield im Sezessionskrieg für die Nordstaaten eine Führungsrolle eingenommen hatte und dass hier der sechzehnte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika begraben wurde? Dessen Name lautete Abraham Lincoln. In der Stadt hatte Barack Obama seine Präsidentschaftskandidatur angekündigt, infolgedessen er später zum ersten dunkelhäutigen Staatsoberhaupt gewählt wurde. Aber all das konnte Andy nicht wissen. Es war Vergangenheit und damit

ein Teil der Apokalypse. Dass sich in der Stadt keine Menschenseele befand, wunderte Andy. Doch noch mehr wunderte er sich darüber, dass er keines der entstellten Wesen entdecken konnte. Was war hier anders als zum Beispiel in Monroe? Er fand in der Stadt nichts Nennenswertes und zog am vierten Tag weiter. Er kam an eine Kreuzung, die ihn auf die Route 66 hinwies, doch auch damit konnte er nichts anfangen. Allerdings sorgten umgestürzte und verrostete Wegweiser dafür, dass er von seiner geplanten Strecke Abstand nahm. Anstatt über Kansas City weiter nach Norden zu ziehen, schlug er den Kurs nach Nordosten ein. Die neue Richtung sollte ihn nach Saint Louis führen, und er hoffte inständig, dass er auf dem Weg dorthin an eine Straße kommen würde, die ihm den Weg nach Chicago wies. Wenn es ihm gelänge, diese Stadt zu erreichen, so viel stand für ihn fest, befand er sich praktisch am Ziel.

Andy war mittlerweile überzeugt: Wenn es auf der Erde noch gesundes Leben gab, konnte es nur irgendwo im Norden sein. Die Überzeugung spornte ihn an und ließ seine Beine schneller werden. Mit jedem Kilometer, den er zurücklegte, wurden die Selbstzweifel hinsichtlich der neu eingeschlagenen Richtung geringer. Eine Unsicherheit ließ sich jedoch nicht verdrängen: Wenn die Nacht hereinbrach und er mit seinen Gedanken allein war, stellte er sich Fragen, über die er nicht nachdenken wollte, es jedoch tun musste. Gab es auf der Erde noch gesundes Leben? Warum war er noch keinem Menschen begegnet, der keine Symptome der Apokalypse aufwies? Es waren solche und ähnliche Fragen, die ihn beschäftigten und in eine seelische Krise zu stürzen drohten.

Die Einsamkeit machte sich bemerkbar und drückte schwer auf sein Gemüt, besonders wenn es dunkel wurde. Die Tage auf der Erde wurden nie richtig hell, sie waren stets grau. In der Atmosphäre des einst blauen Planeten hing eine Art Schleier, der aus Staub bestand und das Sonnenlicht absorbierte. Die Nächte waren pechschwarz. Man sah die Hand vor den Augen nicht, so dunkel war es. Es war unmöglich, in diesen Stunden den Weg fortzusetzen. Die Gefahr, einen falschen Schritt zu machen, war zu groß.

Andy war indes völlig davon überzeugt, dass keine Rettungsmission gestartet worden war, um nach ihm und der Crew zu suchen. Es war verständlich und konnte niemandem übelgenommen werden. Außerdem war sich Andy der Gefahren bewusst, die im Cockpit eines Raumtransporters allgegenwärtig waren. Diese Risiken hatte er in Kauf genommen. Nun fragte er sich jedoch, warum er das tat, was er gegenwärtig machte. Er kämpfte um sein Überleben, doch wofür eigentlich? Wenn er der letzte gesunde Mensch auf der Erde wäre, was hätte er dann vom Leben noch zu erwarten? Was trieb ihn zu seinen Handlungen an? War es der Überlebenswille oder der Instinkt, der ihn erfasst hatte? Und wäre es nicht besser, all dem ein Ende zu setzen? Andy gab nicht auf, obwohl es ihm nach jeder Nacht schwerer fiel. Vor allem nach den Nächten, in denen er stundenlang nichts anderes tun konnte, als sich mit düsteren Gedanken die Zeit zu vertreiben. Jeden Morgen, wenn die Dämmerung einsetzte und den ganzen Tag nicht verschwand, überwand er seine negativen Visionen und schritt, sprang oder kletterte weiter.

Tage und Wochen vergingen, und Andy kam an Häusern, Dörfern und Farmen vorbei, in denen er eine Rast von mindestens einem Tag einlegte. Meistens blieb er länger. Er tat es nicht wegen seines körperlichen Zustands, der nach wie vor gut war, sondern um seine Wasservorräte aufzufüllen.

Längst machte er sich keine Gedanken mehr darüber, von welcher Qualität das Wasser war. Er beschaffte sich Wasser aus Brunnen, Tümpeln und kleineren Seen, an denen er vorbeikam. Er hatte nur einen Zehn-Liter-Kanister bei sich, den er aus dem Haus in Monroe mitgenommen hatte. Im Nachhinein war er froh, diesen Behälter gewählt zu haben, und erleichtert, dass er sich nicht für einen größeren entschieden hatte.

Die zehn Liter Wasser mitzuschleppen war schwer genug, vor allem in unwegsamem Gelände. Er hatte darauf verzichtet, die zu bewältigende Strecke ausschließlich auf Straßen zurückzulegen. Stattdessen vertraute er seinem Orientierungssinn und ging oft querfeldein. Diese Entscheidung bereute er nicht, doch einige Male erwies sie sich als sehr mühsam, denn dazu musste er dichte Wälder durchqueren, durch Flüsse waten und anstrengende Hänge überwinden. Bei diesen Abenteuern erwies sich der Wassertank als lästiger Ballast, der von Minute zu Minute schwerer wurde. Eine Alternative stand ihm jedoch nicht zur Verfügung. Andy vermied es zunächst, Regenwasser zu trinken. Der Regen auf der Erde war ein Naturphänomen, das er auf dem Mars nie erlebt hatte. Als er zum ersten Mal in seinem Leben einen Regenschauer erlebte, befand er sich noch in Monroe.

Bei den ersten Tropfen war er verunsichert, später jedoch melancholisch aufgelegt. Es kam der Tag, an dem es ihm egal wurde, ob das Regenwasser verseucht war oder nicht. Schließlich geriet er in ein gewaltiges Gewitter, das er in solch einer Wucht nie erwartet hätte. Er befand sich zu dem Zeitpunkt in einem kleinen Dorf, das aus zehn Häusern und einer Kirche bestand. In dem Gotteshaus hatte er zunächst Zuflucht vor dem Schauer gesucht, doch das Unwetter faszinierte ihn derart, dass er mittendrin aus der Kirche rannte und wie ein Verrückter im Regen zu springen und zu tanzen begann. Danach fühlte er sich so gut wie schon seit langem nicht mehr. Das Glücksgefühl hielt nicht lange an. Das Grau jedes Tages, die Einsamkeit und die zahlreichen Ungewissheiten hatten einen Schatten auf sein Gemüt geworfen. Nach vier Monaten erreichte er schließlich das Ufer eines Sees, den es seines Wissens an dieser Stelle eigentlich nicht gab. Er nahm fälschlicherweise an, dass er sich irgendwo in Illinois oder Indiana befand, doch damit irrte er sich. Andy war besser vorangekommen, als er dachte, und sein Standort lag inmitten der ehemaligen Städte Austin und Rochester. Er wusste nicht, dass in einer Entfernung von wenigen Kilometern in nordöstlicher Richtung einst die Gemeinde Byron existiert hatte, die nun aber unter der Wasseroberfläche des riesig erscheinenden Sees lag. Andys Wissen über die Erde war für seinen Werdegang beachtlich. Nur wenige Leute in seinem Alter verfügten über ein solch ausgeprägtes Allgemeinwissen, was den ehemals blauen Planeten betraf. Dennoch wusste er nicht, dass der Untergang des Dreitausend-Seelen-Dorfes eine Folge des Klimawandels auf der Erde

war. Fünf Jahre vor der Apokalypse verschmolzen die großen Seen in Nordamerika zu einem einzigen Gewässer. Schuld daran waren das Abschmelzen der Pole und monatelang anhaltende Regenfälle. Unzählige Kubikmeter Wasser gingen verloren, und Millionen Menschen verloren ihr Zuhause. Es war die größte Überschwemmungskatastrophe, die es auf der Erde im Zeitalter des menschlichen Daseins je gegeben hatte. Inzwischen lebten nur wenige Menschen, die davon wussten, und kaum jemand, der es miterlebt und darüber aus eigener Sicht berichten konnte. Der See, der bis zum Horizont reichte, ließ Andy zwangsläufig einen Entschluss fassen, den er unter anderen Umständen womöglich nicht getroffen hätte. Ohne Zweifel nahm er die größten Strapazen seines Lebens auf sich, als er sich auf den Weg machte, den er fortan gehen wollte: nämlich am Ufer des Sees entlang.

In den darauffolgenden Tagen wich er Hindernissen aus oder kletterte über sie hinweg. Zudem musste Andy die bewältigte Strecke oft zurückgehen, da sie ihn in eine Sackgasse geführt hatte und er bis auf das Gelände in seinem Rücken von Wasser umgeben war. Ohne zu ahnen, was sein Ziel war und was ihn am Ende seines Weges erwartete, nahm er die Torturen auf sich. Andy fand entlang der Strecke Skelette und Knochen von Tieren, die er nie in freier Natur gesehen hatte. Dementsprechend erschrak er, als er eines Tages auf eine veränderte Vegetation stieß. Seit einigen Wochen war es nicht mehr so still, wie er es seit seinem Absturz und Aufbruch aus Monroe kannte. Je weiter er nach Norden kam, desto öfter zogen Vogelschwärme über seinem Kopf dahin, die ihn mit ihrem Gepiepse scheinbar auslachten.

Schon einen Tag später, nachdem er das Ufer des Sees erreicht hatte, sah er ein Naturschauspiel, wofür die Leute früher Geld bezahlt hätten. Ein Wolfsrudel griff eine Herde Hirsche an. Die Attacke der Wölfe war erfolgreich und wurde mit der Beute zweier Hirsche belohnt. Schweren Herzens zog Andy weiter, denn ein seltsames Hungergefühl überkam ihn, nachdem er Zeuge dieses Spektakels geworden war. Zu allem Übel brach der Winter über ihn herein.

Erneut vergingen viele Tage. Andy erreichte eine Stadt, in der er glücklicherweise wärmende Kleidung fand. Als ob der Himmel es gesehen hätte, dass er nicht mehr fror, fing es zu schneien an. Zum ersten Mal in seinem Leben sah Andy Schnee. Er zog weiter, fiel oft hin, rappelte sich auf, aber er spürte, dass ihn seine Kräfte zunehmend verließen und ebenso die Hoffnung. Fast wie in Trance setzte er seinen Weg dennoch fort. Weitere vierzehn Tage vergingen.

Wenn er an die Hirsche und Wölfe dachte, dann fragte er sich stets, wie es gewesen sein mag, andere Lebewesen zu essen. War es nahrhafter und vitaminreicher gewesen als die Nahrungstabletten, mit denen sich die Menschheit nun überwiegend am Leben hielt? Er wusste es nicht und konnte es sich nicht vorstellen, dass er in der Lage wäre, ein anderes Lebewesen zu verspeisen.

Allein der Gedanke daran ließ ihn erschauern. Hinzu kam die unangenehme Vorstellung, alles zerkauen zu müssen. Bereits die Beißübungen, die er und seine Generation seit frühester Kindheit durchführen mussten, um, wie es hieß, ihre Zähne zu pflegen, waren ein Graus. Täglich zweimal, dazu wurden sie erzogen, mussten sie mit einer Art

Kaugummi ihre Zähne reinigen, indem sie auf diesem mindestens eine Stunde kauten. Erst Jahre danach verstand Andy den Sinn der Übung, nämlich an dem Tag, als er zum ersten Mal in einen Apfel biss. Doch Äpfel oder Nahrung in einer festen Form gab es selten.

Bisher, das wusste er genau, hatte er in seinem ganzen Leben erst vier Äpfel gegessen. Deswegen war es schwer vorstellbar, dass dieses Gewächs lange vor seiner Geburt im Überfluss existiert hatte. Am häufigsten gab es grünen Salat. Den hatte Andy schon oft verzehrt, aber für diese Pflanze waren die Beißübungen nicht notwendig. Es gab einiges, womit Andy in der gegenwärtigen Zivilisation haderte, aber in seiner Situation waren das Belanglosigkeiten. Es galt in erster Linie, zu überleben, obwohl sich eine Frage stellte und diese immer mehr an Bedeutung gewann: wofür und für wen?

Der Schnee erwies sich als ein Naturprodukt, das ihn behinderte. Er kam nur mühsam vorwärts, denn die weiße Pracht reichte ihm nach nur einem Tag bis zu den Waden, und es hörte nicht auf zu schneien. An irgendeinem Tag reichte ihm der Schnee bis zu den Knien, erst in dieser Nacht hörte der Schneefall endlich auf. Dafür wurde es bitterkalt. Andy kämpfte um jeden Meter, schwitzte, legte erschöpft mehrmals eine Rast ein und spürte, wie der Schweiß an seiner Haut gefror. Bereits am Tag darauf fühlte er sich miserabel, litt unter einem starken Husten und hatte Fieber. Als die ganztägige Dämmerung in eine weitere undurchdringliche Nacht überging, befand er sich im Nirgendwo. Er hatte jegliches Zeitgefühl und wegen der vielen Umwege ganz die

Orientierung verloren. Zudem ließen seine Kräfte erheblich nach. Die Schritte am Ufer des Sees waren oft Wege in die Richtung, aus der er gekommen war.

Tags darauf, als es wieder hell wurde, zitterte er am ganzen Körper. Trotzdem erreichte Andy einen Wald, in dem er sich deutlich besser fortbewegen konnte. Es war unmöglich, abzuschätzen, wie weit sich das Gehölz am Ufer des Sees entlangzog, aber es erstreckte sich weiter, als es Andy aus seinen getrübten Augen erkennen konnte. Irgendwo, weit vor ihm, wurden die Bäume und das Gewässer eins und verschwanden am Horizont.

Andy setzte einen Fuß vor den anderen, aber die körperliche Schwäche wuchs. Er legte öfter eine Pause ein, letztlich wurden die zurückgelegten Meter jedoch immer weniger, bis er sich an einem Baum festhalten musste. Seine neue Strategie, sich von Baum zu Baum zu bewegen, gelang, doch mit ihr wurde sein Zustand nicht besser. Er blickte ausschließlich nur noch die Bäume an, vor allem jene, die er als Nächstes erreichen wollte. Deswegen verlor er die Umgebung aus dem Blick, insbesondere den Waldrand. Anstatt in der Nähe des Ufers zu bleiben, ging er, ohne es zu ahnen, immer tiefer in das Gewirr aus Baumstämmen. Die nächste Nacht brach herein, und er übernachtete in einem Erdloch. Vorher hatte er so viel Gestrüpp über seinen Körper gezogen, wie es möglich war.

Am darauffolgenden Tag erreichte er eine riesige Lichtung. Auf allen vieren kroch er aus dem Wald, soweit er konnte, und verlor das Bewusstsein, als er ungefähr ein Drittel der Strecke bewältigt hatte. Aus der Vogelperspektive sah die

Lichtung wie der Krater eines Meteors aus, und Andy, in einer braunen Jacke eingehüllt, lag im ersten Drittel der Fläche, ungefähr an der Stelle, wo sich auf einer Uhr die Zahl drei befindet. Gegenüber auf neun Uhr befand sich ein Bereich vor dem Wald, der ausschließlich aus Sträuchern bestand, auf deren dünnen Ästen und gefrorenen Zweigen ebenfalls Schnee lag. Obwohl kein Wind wehte, fiel dieser plötzlich von den Pflanzen ab. Drei Gestalten krochen aus dem Dickicht hervor, suchten mit Feldstechern die Lichtung des Waldes ab, erhoben sich und verständigten sich mit Handzeichen. Zwei der Wesen, die wie Polarforscher vermutet waren, begaben sich auf den Weg zu Andy, während das dritte auf seiner Position blieb und weiterhin die Umgebung beobachtete. Plötzlich verharnte es mit seinem Feldstecher auf einer Position und feuerte kurz darauf eine Leuchtsignalrakete ab.

Die zwei unkenntlichen Gestalten, die sich auf Andy zubewegten, registrierten den Warnschuss und erkannten seine Bedeutung. Aus dem Wald lief ein Wolfsrudel auf den bewusstlosen Andy zu. Ein Wettlauf begann, die Wölfe gewannen. Sie erreichten Andy und fingen an, ihn zu beschnüffeln. Daraus wurde ein Zerren, und eines der Tiere verbiss sich in Andys Wade.

Ein lauter Knall ertönte. Der Wolf, der zugebissen hatte, brach zusammen. Die anderen Tiere liefen jedoch nicht davon, sondern witterten das Blut des angeschossenen, jedoch noch lebenden Wolfes. Sie näherten sich ihm und fielen über ihn her. Das verletzte Tier war wehrlos, es war von dem Schützen an der Hüfte getroffen worden.

Es fletschte die Zähne, biss um sich, aber trotzdem wurde es vom eigenen Rudel in Stücke gerissen. Weitere Schüsse fielen, doch erst als die zwei Wesen, die wie zugeschnittene Bären aussahen, deutlich näher kamen und weitere Schüsse in die Luft abfeuerten, lief das Wolfsrudel zurück in den Wald.

Die zwei dick ver mummt und stämmigen Personen beeilten sich. Sie schienen zu wissen, dass die Wölfe nicht geflüchtet waren, sondern auf der Lauer lagen.

Andy nahm es nicht wahr, als er einige Minuten später hochgehoben, auf eine Liege gelegt und abtransportiert wurde.

Ω

Als Andy einige Tage später die Augen aufschlug, glaubte er zunächst, tot zu sein. Die letzten Stunden, er wusste, nicht wie viele es waren, entzogen sich seiner Erinnerung. Nur schemenhaft erinnerte er sich daran, dass er hin und wieder das Bewusstsein erlangt hatte und dazwischen von bösen Träumen heimgesucht worden war. Der Absturz und die Wanderung nach Norden verfolgten ihn im Schlaf und endeten stets in einer Katastrophe, dergestalt, dass er von den Saprobien gefangen genommen und später von ihnen bei lebendigem Leib aufgefressen wurde. Jedes Mal, wenn eine der Kreaturen, die alle gleich aussahen, dabei war, ihm das Herz aus der Brust zu reißen, wachte er schweißgebadet auf. Er stöhnte und schrie jedes Mal beim Erwachen, doch kurz danach schlief er wieder ein.

Andy sah auf die Lichtquelle, die über ihm schwebte. Sie kam ihm vor wie das Licht, das Verstorbene und Wiedergeborene oft beschrieben hatten, nachdem sie dem Tod von der Klinge gesprungen waren. Als er seine Augen geöffnet hatte, ging das Licht immer wieder ein und aus. Kurze Zeit danach hüpfte es hin und her, wie ein Stern, der seine Position am Himmel verändern möchte, aber nicht den passenden Ort findet. Beim nächsten Augenaufschlag schwankte das Licht von links nach rechts. Es dauerte Minuten, bis Andy es deutlich sah und als eine ringförmige Neonlampe an der Decke identifizieren konnte. Er blickte nach links und rechts, dann an seinem Körper hinab. Spätestens in diesem Moment befiel ihn der Glaube, dass er gestorben wäre. Er musste tot sein, alles andere ergäbe keinen Sinn. Er lag in einem Bett in einem Raum, der dem ähnlich sah, der auf dem Mond

schwer erkrankten und lebensgefährlich verletzten Leuten vorbehalten war. Er war zugedeckt, doch Schläuche und Kabel führten zu seinem rechten Arm und auf seinen Oberkörper. Er hob die Decke an und erblickte mehrere Elektroden, die sich über seine Brust verteilten. Erst in diesem Moment wurde ihm bewusst, dass er seine Hände bewegt hatte, und wer dazu fähig war, konnte unmöglich tot sein. Er zuckte zusammen, als er plötzlich ein Zischen vernahm, die Tür aufging und ein Mann in einem Schutzanzug das Zimmer betrat. Nun begriff er gar nichts mehr. »Na«, sagte der Arzt, kam lächelnd an ihn heran und klopfte Andy aufmunternd auf den Oberarm. »Wie geht es uns denn heute?«

»Wo bin ich?«

Der Doktor nahm Andys Arm, fühlte dessen Puls, überprüfte danach den Blutdruck und hörte Andys Atmung sowie den Herzschlag ab. Während er all das tat, ging er nicht auf die Frage seines Patienten ein, sondern unterrichtete ihn über dessen Gesundheitszustand. »Sie haben großes Glück gehabt, und zwar dermaßen viel, dass Sie für den Rest Ihres Lebens alle Trümpfe ausgespielt haben. Wie Sie das überleben konnten, ist mir ehrlich gesagt ein Rätsel. Bevor ich Ihnen ein paar Fragen beantworte, sagen Sie mir erst einmal, wie Sie sich fühlen?« Der Arzt trat einen Schritt vom Bett des Patienten zurück.

Andy sah in ein freundliches und neugieriges Gesicht. Er zog bewusst die Füße an und streckte sie wieder aus. Dann tastete er seinen Unterleib ab, fuhr sich mit den Handflächen über den Kopf und nickte. »Eigentlich ganz gut«, antwortete er.

Der Arzt stellte sein Tun vorübergehend ein. »Mein Name ist Bradley Cooper, ich bin Ihr behandelnder Arzt. Sie hatten eine schwere Lungenentzündung, aber zum Glück nur leichte Erfrierungen am gesamten Körper. Das hätte gründlich schiefgehen können. Wie lange haben Sie da draußen gelegen?« Andy schüttelte den Kopf, er wusste es tatsächlich nicht mehr. Die Miene des Doktors verfinsterte sich. »Das waren die guten Nachrichten, leider habe ich auch ein paar, die weniger erfreulich sind.« Andy zeigte dem Arzt mit einer Kopfbewegung an, dass er auf alles gefasst war. »Ihr Körper wurde über einen zu langen Zeitraum der radioaktiven Strahlung ausgesetzt. Das hat Spuren hinterlassen und wird außerdem Folgen haben. Ich befürchte, dass Sie zeugungsunfähig sind, aber in den Zeiten, in denen wir leben, ist das wohl Ihr kleinstes Problem. Es tut mir leid, aber jeder Tag, den Sie da draußen verbracht haben, kostet Sie im Schnitt zwei Monate Ihres Lebens«, ergänzte der Arzt mit betroffener Stimme. Andy war nicht geschockt, er hatte es so oder ähnlich erwartet. Es gab keinen Grund, damit zu hadern, es war ein Wunder, dass er überhaupt noch lebte. Anstatt nach der Zeit zu fragen, die ihm noch blieb, schwieg er. »Wie heißen Sie?«, fragte der Doktor, nachdem ihm seitens des Patienten eine Jammerorgie erspart geblieben war.

»Andy.«

Bradley Cooper runzelte die Stirn. »Okay, haben Sie auch einen Familiennamen, und dürfte ich Ihr Alter erfahren?«

»Andy, ich heiße nur Andy. Ich bin vierunddreißig und habe mich etwa ein Jahr da draußen befunden.«

»Aha.« Der Arzt staunte und fing im Kopf zu rechnen an.

Andy erkannte, was Bradley Cooper durch den Kopf ging und sagte: »Lassen Sie das Rechnen, Doktor. Ihrer Prognose nach müsste ich aufgrund meiner langen Verweildauer im Freien längst tot sein.«

»Sie sind kontaminiert, stark sogar. Ihr Wohlbefinden ist rätselhaft und zugleich erfreulich. Leider wird es nicht von Dauer sein. Ihr Körper wird auf die Verstrahlung reagieren.«

Jetzt verstand Andy den Arzt. Es war nichts anderes als der Versuch, ihm sanft zu vermitteln, dass er im Sterben lag. »Werde ich Schmerzen haben?«

Der Doktor schüttelte verneinend den Kopf. »Nein, Andy, dafür Sorge ich.« Bradley Cooper sah auf das Display des Gerätes, das er in seiner Hand hielt. »Ich habe gleich eine Operation, aber genauso wie Sie Tausend Fragen. Allerdings wollen mich einige andere Herren ebenso sprechen, reden wir also später weiter?«

Andy nickte. Obwohl er nach wie vor nicht wusste, wo er war, wollte er im Moment allein sein. Er lag im Sterben, und das musste erst einmal verarbeitet werden. Konnte man solch eine Nachricht überhaupt verdauen? Fast ein Jahr hatte er um sein Überleben gekämpft, und nun hatte er die Nachricht bekommen, dass alles umsonst gewesen war. Die Strapazen, die Einsamkeit, die Nächte voller Angst wegen der Saprobien, der Marsch in den Norden und die Entbehrungen, all das hatte ihm nichts eingebracht, außer den bevorstehenden Tod. Genauso gut hätte er in Monroe bleiben und viel früher sterben können.

Ende der Leseprobe

ÜBER DEN AUTOR

Roman Just ist in der Welt der Literatur in verschiedenen Genres unterwegs. Mit den Thrillern der "Tatort-Boston-Reihe" hat er den Einstieg in die Literaturwelt begonnen, sie dann mit den "Gelsenkrimis" fortgesetzt. Neben den Thrillern und Krimis arbeitet er an einer mehrteiligen Dystopie und einer historischen Familiensaga, hinzu kommen Ausflüge in andere Genres.

Der Autor und bekennender Selfpublisher ist Jahrgang 1961, lebt in Gelsenkirchen, leidet mit dem vor Ort ansässigen Fußballclub zu allen Zeiten mit, spielt außerdem gerne Schach und beschäftigt sich gelegentlich mit der Astronomie.

ZUR PERSON:

Sternzeichen: Jungfrau

Gewicht: Im Moment viel zu viel

Erlerner Beruf: Kellner

Derzeit tätig als: Autor/Selfpublisher

Charaktereigenschaften: Impulsiv/Hilfsbereit

Laster: Nie zufrieden mit einem Ergebnis

Vorteil: Meistens sehr geduldig

Er mag: Klare Aussagen

Er mag nicht: Gier und Neid

Er kann nicht: Den Mund halten

Er kann: Zuhören

KONTAKT ZUM AUTOR:

romanjust@gelsenkrimi.de

info@gelsenkrimi.de

www.gelsenkrimi.de

[Zum Buch](#)